

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 109 (1983)
Heft: 16

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Suzanne Geiger

Arbeitsplatz zu vergeben

Jetzt, da ich eine Nachfolgerin für meinen Posten suche, sehe ich erst so recht, wie lieb er mir geworden, wie sehr er mir ans Herz gewachsen ist. Ihn anzupreisen, das heisst, in Worte zu hüllen, fällt mir schwer. Die Mängel und Nachteile werden so gross, dass leicht ein falsches Bild entstehen, sein einzigartiger Charme verlorengehen könnte. Man muss die Arbeit mit eigenen Augen gesehen, sie erlebt haben und sich gleich Hals über Kopf in sie verlieben, oder – sich mit Grausen wenden.

Gesucht also: Schulsekretärin. Alter spielt keine Rolle. Schwerhörigkeit von Vorteil, da Schulhaus sehr ringhörig. Salär bescheiden. Arbeitsplatz: eiskaltes Nordzimmer, warme Stiefel und Wolldecken vonnöten. Wind pfeift durch die Fensterritzen. Die vorsintflutlichen Möbel zerreißen Strümpfe und Kleider. Empfehlenswert sind Zwilch und Jeans. Schreibmaschine bockt oder hüpf, je nachdem. Der Aktenschrank – Geschenk eines Gönners – ist ein alter Schlafzimerkasten aus Mahagoniholz und steht auf kleinen, schiefen Beinen. Seine Türen klemmen und sperren. Doch birgt er sämtliche Dokumente aufs beste. Ausgetretener Spannteppich, mit Löchern durchsetzt. Wir schneiden täglich die grössten Fransen weg und schlagen Nägel ringsum in den Boden, damit niemand

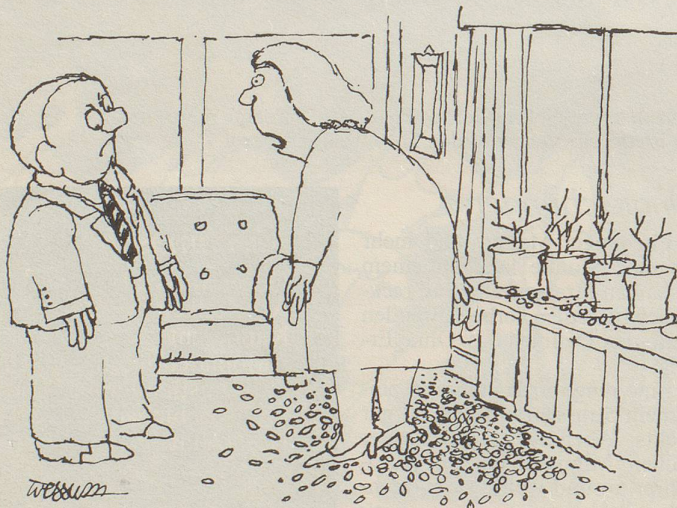
stolpert und zu Schaden kommt. Über die Flecken auf der Tapete kleben wir Kinderzeichnungen, was froh belebt. Zu unserer Freude haben wir weit mehr Zeichnungen als Flecken.

Das Pult – auch es ein geschenkter Gaul – ist unser A und O. Es ist ein Riesendoppelpult mit zwei Arbeitsplätzen und eingebauter Klingel für die Dienstboten. Sämtliche Türen und Schubladen ohne Griff. Sie werden mühelos mit senkrechtgestellter Schere geöffnet. Die Schere baumelt an dicker Schnur in der Mitte des Pultes. Sie öffnet auch Briefe, löst Nägel, schlägt Reissnägel ein, schneidet Heftpflaster und lockert die Blumentopferde.

Die Schubladen müssen immer ein Spältchen offenstehen. Ab und zu stösst sie ein ordnungsliebender Gast zu. Dann fängt

immer ein Gejammer und Wehklagen an und eine grosse Arbeit: Die Schwerfälligen müssen mit List und Tücke hervorgeschnüttelt und -gerüttelt werden. Sie bergen Schätze: Klammern, Scotch und den einzigen Gummi.

Die neue Arbeitskraft sollte Kindergeschrei lieben, und es sollte ihr nichts ausmachen, zur Pausenzeit auf dem engen Gang überrannt zu werden. Sie sollte zerschundene Knie verbinden und, wenn einem Erstklässler ein Malheur passiert, auch dieses zu beheben lieben. Ebenso sollte sie Kamillentee kochen, trösten und schimpfen können. Kurz: Der Posten darf nur an jemanden vergeben werden, der ihn zu schätzen weiss. Ich empfehle ihn wärmstens.



«Es hat sich so ergeben: Du liebst mich mit Schmerzen!»

Emanzipation

An der Klassenzusammenkunft haben wir sie wiedergesehen, die Unerschrockene, Initiative, die ab und zu den Rucksack packt und auf eigene Faust in die Welt reist, dorthin, wo Menschen in Not sind und unserer Hilfe bedürfen. Sie hat uns davon erzählt, bewegt, bewegend, und auch davon, dass sie in ihrer Wohngemeinde bereits einen Vortragsabend bestritten habe, dass sie die gesammelten Batzen zu gezielter Hilfe verwenden konnte.

Wie mich das alles beschäftigt! Ich könnte doch in unserer Gemeinde etwas Ähnliches machen:

Die Freunde zusammentrommeln, einen Saal mieten, Einladungsbriefe und einen kleinen Artikel für die Zeitung schreiben, für eine Erfrischung nach dem Vortrag sorgen und so weiter.

Natürlich sagt sie zu. Sie komme gerne, mit Dias und Dokumentation, ich brauche ihr nur das Datum zu nennen.

So läuft alles an. Im Kirchgemeindehaus darf der Saal gratis benützt werden – und das Teegeschirr auch. Ich bin glücklich, en rodage, wie man sagt.

Einladungsbriefe und Artikel sind im Entwurf bereit, die Begrüssungssätze im Kopf gebüschelt. Übers Wochenende unter-

richte ich den vielbeschäftigten Ehemann. Er liest meine Zeilen langsam und gründlich, nimmt Bleistift und Block, fängt an zu streichen und dazwischenzukritzeln und spricht: «Diesen Passus hier, den kannst du weglassen, das sage ich dann in der Begrüssungsansprache!»

Maggi

Ein Mensch

Erfahrene Leser wissen: Der Titel ist stibitz. Doch gibt es hin und wieder Skribifaxe, die sich skurrile Ideen oder schwungvolle Wendungen anderer aneignen. Auch mir ist diesmal, trotz stürmischen Nachdenkens, nichts eingefallen, was zutreffender sein könnte. Ich fordere deshalb: Der Geist hat tolerant zu sein!

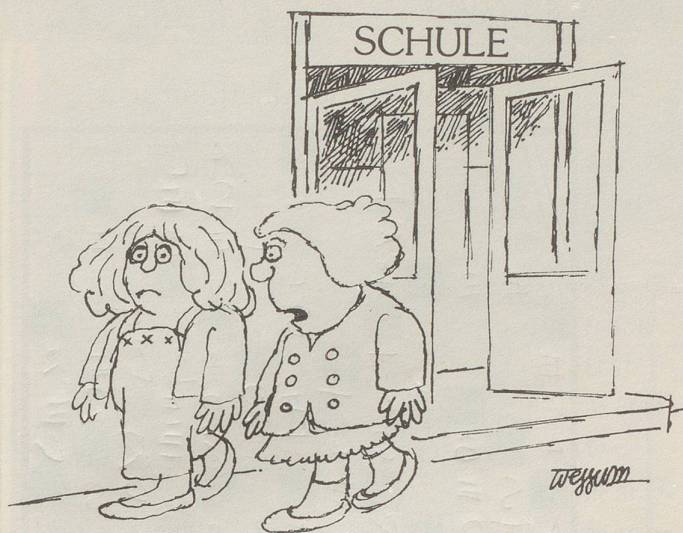
Zu Werke: Ich bin einem sich zum werdenden Menschen Bekennenden begegnet. Das Vergnügen genoss ich nicht allein. Wir waren zu dritt, Frauen im ausgehenden Mutteralter, vertraut mit wirklichkeitsnahen wie abstrakten Ideologien Werdender.

Und nun kam einer, der uns das Staunen lehren wollte. Wir sassen in einem Zugsabteil und redeten über eine Diskussion, der wir gerade entronnen waren; hielten uns auf über Systeme, die das Ziel der Diskussion waren, verwarfen die Strategie, die zu den Zielen führen sollte; kurz: Wir waren im schönsten Negie-

ren, als plötzlich in der Abteiltür der leibhaftige Adonis stand. Wir fühlten uns empfindlich gestört, was Adonis keineswegs abschreckte. Der schöne Jüngling schaute uns freundlich an, kuschelte sich behaglich in die Ecke, zog die Schuhe aus, legte die rot bestumpften Füße auf den gegenüberliegenden Sitz und machte eine interessierte Miene: Wovon wir sprächen? Aha! Und schon machte Adonis fachmännisch mit an unserer Diskussion über Systeme und Strategie. Das Ziel hätten wir beinahe verpasst, wenn nicht quietschende Bremsen unseren Sinn für Realitätsnähe mobilisiert hätten. Hektisch ergriffen wir unsere Utensilien. Adonis jedoch zückte seelenruhig einen Stapel Photographien und schenkte uns Verblüfften je drei Konterfeis seiner selbst. Sie zeigten das Bild eines Mannes: Jung, doch voll entfaltet, im Badehösli mit und ohne Pelzjäckli auf einem schneebedeckten Mäuerchen stehend, den Kopf hoch erhoben und den Blick weit über die Stadt zielsicher ins Ungewisse richtend.

Ein Schauspieler zu sein, verneinte Adonis beleidigt. Er klärte uns über sein Metier auf: «Ich bin auf dem Weg, ein Mensch zu werden.» Nun, davon haben wir Frauen eine Ahnung. Wir wünschten ihm deshalb, dass ihm Weitblick und Frohsinn erhalten blieben. Und dass ihm der Schnee unter den Füßen nicht allzu schnell schmelze.

Marianne Ludwig



«Wichtig ist es schon, lesen zu lernen. Es gibt viele ausländische TV-Filme mit Untertiteln!»

Landsleute

Wir sitzen in Arnhem in einem Restaurant und warten auf das bestellte Essen. Neben uns sind zwei Tische unbesetzt, einer davon ist reserviert. Eine Schweizer Familie stürzt sich auf die freien Plätze; das Schildchen «gereserveerd» lässt der Vater zwischen den Pflanzen verschwinden. Er befiehlt den vier Kindern: «Bleibt hier sitzen, dann können keine anderen Leute an den Tisch kommen!» Rucksäcke und eine alte, rote Giesskanne werden in eine Ecke gestellt. Wozu eine Giesskanne? frage ich mich, denn es ist ja bekannt, dass es in Holland oft regnet. Ich jedenfalls würde keine auf die Reise mitnehmen ...

Mutter und Kinder sind ruhig, aber der Vater hat eine Stimme, die man im ganzen Restaurant hört. Sogar im Keller, in der Toilette, kann ich jedes Wort verstehen, obwohl mich drei Türen von der Gesellschaft trennen.

Die Speisekarte wird studiert. Ruedi möchte ein Schinkenbrot essen. «Das gibt es hier nicht!» sagt der Vater. «Aber ich habe dort hinten eine Frau gesehen, die ein Schinkenbrot auf dem Teller hatte!» «Nein, gibt es nicht, und heb jetzt dini Schnöre zue!» ist die Reaktion.

Ich möchte helfen, möchte die Speisekarte übersetzen, aber mein inneres Warnsystem sagt mir, ich solle mich nicht in Familienangelegenheiten mischen. Der kleine Ruedi tut mir leid. Es gibt genug Schinken in Holland, Schinken wird sogar exportiert. Doch der Vater weiss alles. Er weiss ganz genau, wie man in Holland Dämme baut, und er weiss, dass man kein Schinken-

brot bestellen kann, basta. Und das ganze Restaurant darf zuhören. Es wird langsam peinlich. Die Serviertochter zeigt sich geduldig mit den Leuten. Sie spricht gut deutsch. Der Schweizer Papi fühlt sich so überlegen, dass er auch sie anbrüllt: «Ich will Tee haben, können Sie das verstehen? – Tee!» Es ist beleidigend: Wenn das Mädchen den Wunsch nicht verstehen könnte, würde sie hier bestimmt nicht arbeiten. Ich geniere mich für meine Landsleute und bin froh, dass ich mich nicht eingemischt habe. Während ich meinen Mantel anziehe, höre ich: «Es wird gegessen, was ich bestelle, fertig Schluss!» und noch einmal: «Schnöre zue!»

Mir gibt immer noch die Giesskanne zu denken. Warum wohl haben diese Leute ein so unhandliches Ding mit auf die Reise genommen? Erika Monnerie-Adam

Geschichte eines Zahnglases

Schon seit etlichen Monaten stand das Zahnglas verlassen, weil kaum mehr gebraucht, neben seinem aktiven Kollegen. Einst, vor fünfundzwanzig Jahren, wurden zwei Gläser, neu und von robuster Struktur, den Mietern von der Verwaltung übergeben. Doch es geschah eines Tages, dass eines der beiden Zahngläser sich selbst überlassen blieb. Wohl benutzten es gelegentlich Gäste des Hauses, aber im Grunde stand es nutzlos in seinem Behälter. Geputzt wurde es freilich, gemäss leicht neurotischer Verhaltens-Färbung, bei der auch das Saubere noch gesäubert werden kann. Das

entspricht jedoch kaum der Daseinsberechtigung eines Zahnglases, besonders wenn es sieht, dass der Kollege ein aktiv erfülltes Leben lebt.

So kam, was kommen musste: eines Morgens, als die Nebel grau und feucht heraufzogen, fiel das frustrierte Glas aus der schützenden Hand ins Leere hinab, starb ergeben den Scherbentod des vergangen Glücks.

Im ewigen Kommen und Gehen von Menschen und Ereignissen stand ein Umzug vor der Tür. Mit seelischer und intellektueller Zwiespältigkeit wurde gesäubert, ausgebessert, wurden Fenster geputzt. Im Hintergrund turnten bereits Farbeimer schwenkende Maler herum, die all die brillante Herrlichkeit grossflächig überpinseln würden. – Paradoxe sind ursprünglich göttlicher Natur, sobald sie auf menschliches Niveau herabsinken, mischt der Teufel tüchtig mit.

Die Wohnungsabgabe verlief gesittet – bis auf den luchsäugigen Blick Richtung Behälter ohne Glas. Schweigen. Beidseits. Dann: «Es existiert nicht mehr.» – Eine Feststellung. «Aha!» Die Antwort mit leicht vibrierender Stimme, Ahnungen suggerierend. «Fünfundzwanzig Jahre ...» Realitätsbewusste Äusserung. Schräger Blick, der Männern gilt, wenn sie weiblicher Logik nicht folgen können. Schweigen.

Die Tage vergingen, und die Rechnung, mit Einzahlungsschein, kam: «Ein Zahnglas Fr. 5.–, zahlbar innert 30 Tagen.»

Dass du, o mein frustriertes Zahnglas, diese grosszügige Bewertung nicht mehr erleben darfst!

Sage keiner mehr, Schweizer Verwaltungsbeamte hätten keinen Humor! Hoffentlich hat es den Computer nicht «verjagt»!

Ellen Darc

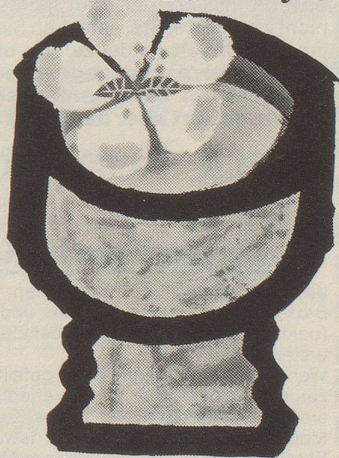
ist die Parole verbunden mit einem anderen Ausdruck, der heute im Schwang ist. Oder sind sie etwa nicht alle zusammen für den Umweltschutz? Die Strassenbaubefürworter bauen Umfahrungsstrassen und Schutzwände zur Entlastung der Umwelt, und alle anderen haben irgendeinen Dreh gefunden, um ihre Forderungen mit dem populären Ausdruck «Umweltschutz» in Verbindung zu bringen.

Wollen sich denn alle wirklich selbstlos für unsere Arbeitslosen einsetzen, oder versprechen sie sich irgendwelche Vorteile davon? Ich bin nur eine einfache Frau und weiss es nicht.

Was ich aber weiss, ist, dass diese Aktionen auf Kosten der Umwelt gehen. Jahrelang haben wir konsumiert und gepasst, und jetzt, da wir endlich Vernunft angenommen haben und bewusster, überlegter wirtschaften, sollten wir wieder konsumieren, um die Wirtschaft anzukurbeln. Was ist uns eigentlich lieber: einfacher zu leben, die bestehende Arbeit untereinander aufzuteilen, indem wir weniger arbeiten und entsprechend weniger verdienen – oder wollen wir weiterfahren wie bisher und an unserer verdorbenen Umwelt zugrunde gehen?

Dina

Fabelhaft ist Apfelsaft



ova **Urtrüeb**
bsunders guet

Entweder – oder

Keine Vereinspräsidentenrede kommt heute ohne das bestimmte Wort aus. Kein Jahresbericht, kein Parteiprogramm, keine Abstimmungskampagne, in der nicht von «wertvoller Arbeitsplatzbeschaffung» die Rede ist. Was früher die «verschiedenen Varianten» waren, ist heute die Arbeitsplatzbeschaffung.

Die Vertreter der Automobilisten wollen Arbeitsplätze sichern, indem sie mehr Strassen bauen. Die Vertreter der Arbeiter wollen die Arbeitszeit verkürzen (aber auf keinen Fall weniger verdienen), um Arbeitsplätze zu sichern. Parteien aller Schattierungen legen Wert darauf, zu betonen, wie sie ... siehe oben! Immer